



Nr. 39

Wochenbeilage zum „Rheingauer Bürgerfreund“

1920

Ingeborg.

Roman von Fr. Lehne.

12.

(Nachdruck verboten)

„Nein, Mutter, vorläufig noch nicht. Erst muß ich mit Dietrichs Familie im klaren sein. Er soll nicht erfahren, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen habe. Sonst möchte er in seinem Stolz schwer getroffen werden, und das will ich ihm ersparen. Daß eine simple Gelehrtentochter und noch dazu Schauspielerin solcher feudalen Familie schließlich nicht die erwünschte Schwiegertochter ist, liegt klar auf der Hand! Wir hoffen aber mit Geduld die Hindernisse zu überwinden!“

„Weißt du, Inge,“ sagte Frau Ellguth nachdenklich, „weißt du, ich glaube, dahinter steckt etwas, daß dein Vater so absolut nichts von seinen Verwandten erwähnt! Als er bei meiner Mutter wohnte, hatten wir Taschentücher von ihm gesehen, die mit der neunzackigen Krone gestickt waren. Und eine alte ausranigierte Schreibmappe war ebenfalls mit Wappen und Krone versehen. Als ich dann in unserer Ehe einmal Anspielungen darauf machte, wurde er heftig und verlangte, nicht mehr an derartige Jugenderlebnisse und Ueberspanntheiten erinnert zu werden — so hatte er sich ausgedrückt. Im Laufe der Jahre vergaß ich es schließlich, ich hatte ja dich. In der letzten Zeit ist mir das durch irgend einen Umstand wieder eingefallen.“

Mit steigender Spannung hatte Ingeborg zugehört.

„Wenn du mehr erfahren könntest, Mutter! Es ist ja nur eine ganz unbestimmte Hoffnung — — Aber was mir früher wertlos gewesen wäre, könnte jetzt unter Umständen sehr von Wichtigkeit für mich sein,“ meinte sie lebhaft.

„Es wird schwer halten; doch ich will unermüdlich nachforschen. Vielleicht findet sich unter alten Papieren ein Anhaltspunkt. Doch komm, jetzt will ich dir dein Stübchen zeigen.“

Mit geteilten Empfindungen betrat Ingeborg ihr Mädchenzimmer, es war noch ganz so, als habe sie es erst gestern verlassen! Wie oft hatte sie an diesem Tische gesessen und gegen ihr Geschick gehadert und wie manchmal hatte sie hier vor dem kleinen Spiegel ihre ersten dramatischen Versuche gemacht als „Beatrice“ oder „Gretchen“ — — hier war es auch gewesen, wo sich der folgenschwere Bruch mit dem Vater vollzogen!

„Wie oft sitze ich hier, mein Kind, und flüchte mich

her; dann denke ich an dich und bin glücklich in dem Bewußtsein, daß es dir gut geht und du zufrieden bist!“

Tränenden Auges umarmte Ingeborg die Mutter.

„Ja, ich bin mehr als zufrieden, nur eins fehlt mir noch zu meinem Glück: Aussöhnung mit dem Vater, und ich denke, daß mir auch das noch gelingen wird!“

„Gebe es Gott, mein Kind!“ seufzte die Mutter.

„Wie geht es eigentlich Hedi Boden? Siehst du sie öfters?“

„Selten nur! Ab und zu kommt sie ja mal und fragt nach dir, aber alles ohne das rechte Interesse. Ihr Mann ist seit kurzem angestellter Lehrer. Ich hatte es nicht für nötig, daß du sie aussuchst.“

„Ich bin auch gar nicht in der Stimmung dazu! Weißt, Mutterle, ich hab' jetzt etwas Hunger bekommen.“

„Das freut mich zu hören. Dein Frühstück ist schon bereit. Und zu Mittag bekommst du Täubchen und Spargel, was du doch so gern aßest, sie sind rar um diese Zeit.“

„Du Gute, wie du für mich sorgst,“ sagte Ingeborg gerührt, und küßte die Mutter.

Dann gingen sie wieder hinunter ins Wohnzimmer.

Neuntes Kapitel.

Ingeborg bekam heute ihren Vater nicht mehr zu sehen. Spät am Abend, lange nach dem Essen erst, hörte man ihn nach Hause kommen. Er verschwand auch gleich in seinem Zimmer. Da er am nächsten Tage, wie die Mutter erwähnte, eine größere literarische Arbeit vollenden wollte, wollte Inge ihm durch ihr Erscheinen keine Aufregung und schlaflose Nacht bereiten, deshalb verschob sie den Versuch, ihn zu begrüßen, auf die Stunde nach dem Gottesdienst. Denn sie merkte wohl, daß er ihr auswich, ausweichen wollte, aber es ging gegen ihr Gefühl, nicht doch einen, wenn auch vielleicht erfolglosen Versuch zur Aussöhnung gemacht zu haben. Sie ging mit der Mutter in die Kirche, und beide wählten ziemlich versteckte Plätze, um weniger bemerkt zu werden. Aber doch traf mancher neugierige und verwunderte Blick das schöne Mädchen, das in unauffälliger Eleganz neben der Mutter saß.

Aufmerksam lauschte Inge auf die Predigt des Geistlichen. Links vor ihr kniete ihr Vater. Bei seinem Anblick hatten Tränen ihre Augen gefüllt; er war so alt geworden, und der verbitterte Zug in seinem Gesicht trat mehr als je hervor.

Als sie wieder zu Hause waren, bemerkte Inge ruhig: „So, Mutterchen, nun will ich dem Vater guten

Tag sagen; einmal muß es ja sein, und ich kann es nicht länger hinauschieben. Es widerstrebt mir auch, so verstohlen hier unter seinem Dach zu hausen.

„Ach Gott, Kind —“ Frau Ellguth mußte sich setzen, so war ihr der Schreck in die Glieder gefahren, „und jetzt gleich?“

„Ja, jetzt gleich! Was muß Vater sonst denken — vielleicht erwartet er mich sogar! Rege dich nicht auf, ich werde ihm keine Veranlassung zur Heftigkeit geben; verlaß dich darauf.“

Dreimal klopfte Ingeborg, ohne daß ihr Vater „herein“ rief. Da öffnete sie kurz entschlossen die Tür. Er wandte sich aber nicht um, sondern blieb ruhig an seinem Schreibtisch sitzen.

„Vater —“ sagte sie leise. „Vater, willst du dein Kind an der Schwelle stehen lassen?“

„Ich habe kein Kind mehr, das ist mir gestorben, als es sich meinem Gebot widersetzte und heimlich das Elternhaus verließ,“ entgegnete er hart.

„Vater, mit deinen Worten vertreibst du mich wieder, und die Mutter wird krank.“

„Bei der Mutter mag bleiben, wer will, nur ich habe keinen Teil mehr an jener, die einst meine Tochter war,“ beharrte er.

Um der Mutter willen gab Inge den Versuch, ihn umzustimmen, noch nicht auf. Sie ging näher zu ihm heran und erfaßte seine Hand. Unwillig entzog er sie ihr. Da umklammerte sie seinen Arm und glitt vor ihm nieder. In den weichsten Tönen, die ihr zu Gebote standen, flehte sie:

„Vater, lasse mich nicht vergebens bitten, um der Mutter willen, um meiner, um deiner selbst willen, verzeihe mir, und nimm mich wieder als deine Tochter an. Du darfst es ruhig tun, und ewig will ich es dir in Liebe danken.“

Lange schaute er auf die Knieende nieder; aber keine Miene verzog er, und schwer und wuchtig kam es von seinen Lippen, indem er wie bestätigend vor sich hinmickte:

„Man sieht, du hast Komödie spielen gelernt, die Theaterprinzessin versteht ihr Handwerk gut.“

Als ob sie einen tödlichen Schlag empfangen hätte, zuckte Ingeborg zusammen. Sie sprang auf, mit jäh erblaßtem Gesicht, und ihre erste Eingebung war, wortlos das Zimmer zu verlassen. Dann aber war alles aus — und für immer!

Und die arme müde Frau da draußen, die so angstvoll auf die Entscheidung harrte? Um sie wollte sie die unerhörte Demütigung auf sich nehmen — sie blieb und zwang ihre Erregung, ihre Tränen nieder.

„Vater, es gibt eine Grenze in der Macht, die ein Vater über sein Kind hat —, beleidigen darf er es nicht.“

„Ich habe dich nicht gerufen! Warum störst du mir meine Ruhe —?“

„Deine Ruhe! Vater, deine Ruhe ist die eines Kirchhofes, tot, erstarrt, ohne Leben, ich beneide dich nicht darum! Und jetzt mußt du mich hören. Ich spreche nicht als deine Tochter zu dir, ich tue es als Mensch zum Menschen. Lasse es klar zwischen uns werden. Ich habe gelernt, zu beobachten und verstehe jetzt das Leben! Ich bin dir nur immer das Kind einer ungeliebten Frau gewesen. Das ist's, Vater! Nie hast du dir die kleinste Mühe gegeben, dich um mein Innenleben zu kümmern. Wie über einen toten Gegenstand, so hast du über mich verfügt und bestimmt, ohne auch nur zu fragen, ob sich meine Individualität zu dem aufgezwungenen Berufe eignet.“

Jeden Augenblick erwartete sie den Ausbruch seines Jähzornes, aber merkwürdigerweise war er still, anscheinend hörte er gar nicht, was sie sagte, ganz teilnahmslos sah er da, aber sie wußte, er tat es doch, und furchtlos sprach sie weiter. Es mußte herunter in dieser Stunde, was sie jahrelang aequält:

„Rücksicht auf meine Wünsche hast du nie genommen, meines Herzens Not hast du nicht verstehen wollen, so daß ich mir gewaltsam das nehmen mußte, was du mir vorenthieltest: das Recht auf Selbstbestimmung, das Recht, meine Persönlichkeit zu wahren. Und ich habe mein Ziel erreicht, ich bin stolz darauf! Trotz allem bin ich doch dein Kind, Fleisch von deinem Fleisch und Geist von deinem Geist, und der ist stark, Vater, das weißt du! Eine Weile wohl duldet er die Knechtschaft, aber nur bis zu einem gewissen Grade, und dann bricht er alle Brücken hinter sich ab, mag kommen, was will, nur frei sein — frei —“

Unwillkürlich blickte er auf; er konnte sich der Wahrheit ihrer Worte nicht entziehen.

„Und du bist doch Lehrer deiner zahlreichen Leser, Vater, dadurch Verkünder auch der christlichen Liebe. Wie kannst du es sein, wenn du sie nicht selbst hast, die Liebe, von der du schreibst und die du lehrst. Ist dein Leben denn da auf Wahrheit gebaut? Es fällt in nichts zusammen, und du stehst am Ende deiner Tage bettelarm da mit der niederdrückenden Erkenntnis, du selbst trägst die Schuld daran.“ Ihre Augen flammten; heiße Röte lag auf ihren Wangen und heftig wogte ihr Atem; die Erregung hatte sie mit fortgerissen.

„Was weißt du von alledem, was ich erlitten habe, was mich so arm gemacht hat?“ brach er aus.

(Fortsetzung folgt)

Contessa Iolandas seltsame Heirat.

Ein Roman aus der römischen Gesellschaft

Von A. Boettcher.

54)

(Nachdruck verboten.)

Mit einem tiefen, aus übervollem Herzen aufquellenden Seufzer löst sie sich aus den sie umschlingenden Mutterarmen.

Vorwärts! Es muß sein!

Da fällt ihr Blick auf den „Fürsten“, der wartend unten am offenen Hausportal steht. Alles Blut drängt ihr zum Herzen ...

Jetzt nähert er sich langsam seiner Gemahlin. Mit tiefer Verbeugung will er ihr den Arm reichen.

Lächelnd blickt sie zu ihm empor — wie trägt sie Sorge, daß jeder dieses Lächeln bemerkt! — aber sie nimmt nicht den dargebotenen Arm. An den Falten ihres Kleides muß sich plötzlich etwas verschoben haben; sie bedarf beider Hände, um es wieder in Ordnung zu bringen.

Als sie am Automobil angelangt sind, will er ihr beim Einsteigen behilflich sein.

Wieder lächelt sie — es stehen Diener ganz in der Nähe — lächelt sie ihr reizendes Grinsenlächeln, während, seine Lippen, nur ihm verständlich, murmeln:

„Berühren Sie mich nicht!“

Er zuckt zusammen. Dann lächelt auch er. Fast hat es den Anschein, als habe sie ihm einen kleinen Scherz oder ein Liebeswort zugeflüstert.

„General Bellini!“ wendet er sich verbindlich an den ihnen folgenden alten Haudegen. „Die Fürstin wünscht Ihre Güsse beim Einsteigen!“

Lächelnd sieht er zu, wie der General ihr ins Automobil hilft, wie er ihr zum Abschied die Hand küßt und daraufhin militärisch salutiert.

Dann nimmt er schweigend neben seiner Gemahlin Platz. Der Chauffeur steigt auf den Fahrersitz und kurbelt an. Hochrufe aus der das Auto umgebenden Volksmenge erschallen.

Ein kurzes Fauchen — das weiße Automobil rattert davon.

Mehr und mehr verdichten sich die Wolken. Das plätschert und rieselt und tropft und trieft vom einsturzdrohenden Himmel herab, als bedürfe die ganze awenninische Halbinsel eines tüchtigen Durchfiltrierens.

So jagt das junge Ehepaar hinaus aus der engen Stadt, hinein in die Einsamkeit der Campagna; der „Fürst“ und die stolze Schönheit — nein, der Abenteuerer und die getäuschte, unglückliche Frau.

Beide schweigen konsequent. In Jolanda tobt ein Born, wie sie ihn noch niemals in ihrem Leben empfunden. Krampfhaft krallen sich ihre Finger zusammen. O, hätte sie eine Peitsche, um den Menschen da wie einen Hund zu züchtigen!

Der Mann an ihrer Seite blüht mit finster gerunzelten Brauen zum Fenster hinaus. Noch nicht ein einziges Mal hatte er gewagt, sein Weib anzusehen.

So geht es lautlos weiter und weiter — bis plötzlich der Wagen langsam fährt und schließlich mitten auf der Landstraße stehen bleibt.

„Was gibt's?“

„Ganz unbedeutender Defekt am Vergaser. Lockere Schraube. Ist gleich wieder in Ordnung gebracht, Durchlaucht.“

Und der Chauffeur kramt in seinem Werkzeugkasten. Jolanda stößt die Wagentür auf, um auszusteigen.

Der Mann an ihrer Seite will ihr helfen. Und wieder kommt es in eisiger Verachtung von ihren Lippen:

„Rühren Sie mich nicht an! Ich sagte es schon einmal!“

„Sie wissen alles?“ stammelt er.

„Ich weiß alles!“

Sie springt vom Trittbrett und wadet mühsam durch den Schlamm — sie, die gefeierte und vielgeheißene Contessa Millesiore! An den Fürstentitel denkt sie gar nicht mehr. O, könnte sie erst diesen Betrüger verlassen! Könnte sie ihm seine ganze Erbarmlichkeit ins Gesicht schleudern! Was später werden wird, was sie mit ihrem ferneren Leben anfangen soll — sie denkt nicht darüber nach. Nur fort von ihm!

Ein Automobil jagt an ihr vorbei. Sie meint, hinter den verregneten Scheiben Winfrieds Gesicht zu erblicken — und für einen Moment zieht ein beruhigendes Gefühl durch ihre Seele.

Der Regen läßt nach. Der Himmel beginnt sich aufzuklären.

Der „Fürst“ steht schweigend neben dem Automobil, an dem der Chauffeur herumarbeitet. Die „Fürstin“ geht ruhelos auf der aufgeweichten Landstraße auf und ab.

„Fertig, Durchlaucht!“

Jolanda steigt ein. Nicht mehr fürchtet sie, daß ihr Begleiter sie berühren werde.

In diesem Moment fliegt ein zweites Automobil an ihnen vorüber. Sie beachtet es kaum. Sie denkt an Civita vecchia, wo sie den Mann da neben ihr los werden soll. Weiter gehen ihre Gedanken nicht.

Und wieder jagt das weiße Automobil mit seinen schweigenden Insassen dahin — in Windeseile. Aber der unglücklichen Frau dort in der Ecke der weichen Lederpolster erscheint es, als ob noch nie vorher ein Auto so langsam geschlichen wäre.

(Fortsetzung folgt)

Warum wir die Marneschlacht verloren.

Das Urteil Fochs.

Nachdem vor kurzem General von Francois in seinem Buche die Gründe ausführlich dargelegt hat, die zu dem voreiligen Rückzug des deutschen Heeres von der Marne Veranlassung gaben, findet die harte Kritik des Generals an den Maßnahmen der Obersten Heeresleitung eine Ergänzung in dem Urteil des Marschall Foch, der einem Vertreter des „Petit Parisien“ in einer Unterredung erklärt hat, warum die Schlacht an der Marne im Jahre 1914 für uns verloren ging. „Die Schlacht an der Marne“, sagte Foch, „ist meines Erachtens von den Deutschen verloren worden, weil — Dirigent und Orchester aus- einanderspielten, statt miteinander. Klud, Hausen und

Bülow haben unseren Sieg oestritten. Jeder einzelne der- hauptete, nicht unterlegen zu sein. Schuld an der Kata- strophe ist die deutsche Oberste Heeresleitung gewesen. Die Generale können erst in zweiter Linie verantwortlich ge- macht werden. Die Deutschen sind mit einem fest um- rissenen Programm marschiert, das unvorhergesehene Er- eignisse nicht berücksichtigt. Nach Charleroi bekam Klud Be- fehl, uns auf dem Fuß zu folgen und unseren linken Flü- gel einzukreisen und zu überholen. Diesem Befehl kam er pünktlich nach. Von der Idee, unsere Linke vor sich herzutreiben, ständig beherrscht, stieß er nach Süden vor, an Paris vorbei, ohne der Armee Gallienis überhaupt nicht zu achten. Bei derart umfangreichen Heeresbewegungen, die mit großer Geschwindigkeit vor sich gehen, muß not- gedungen da und dort eine Naht aufplatzen. Dies er- eignete sich auch bei dem deutschen Vormarsch auf Paris. Aber in den Köpfen der großen Strategen von Berlin war so etwas natürlich nicht denkbar. Mit einmal wird Klud von Gallieni in der Planke angegriffen, und was tat die Oberste Heeresleitung, die in Luxemburg saß? gar nichts. Können Sie sich vorstellen, daß Joffre in Lyon oder Marseille gefessen haben könnte — während an der Marne — ?! Und plötzlich wandten sich auch alle anderen Armeen gegen Bülow, Hausen, den Herzog von Württemberg, den Kronprinzen. Nun handelte es sich nicht mehr um einige geplante Nächte, sondern um ein sich auflösendes Heer. Der eine zog nach rechts —, Mollte waren die Zügel völlig entglitten. Es wollte scheinen, als ob er gar keine Kenntnis von den Vorgängen der Schlacht hatte. Alles war wie mit Blindheit geschlagen; die Oberste Heeresleitung, die Unterführer, die Truppen selbst. Der starre Plan und das starre Vertrauen in seine Unfehlbarkeit rächten sich jetzt furchterlich. Jedenfalls hat unser Orchester in großem Zuge geklappt, und Marschall Joffre hielt seinen Dirigentenstab fest in Händen. Die deutsche Armee von 1914 — man muß es ihr lassen — war ein vorzügliches Kriegsinstrument, besonders die preu- ßische Garde. Viermal hat diese Garde mit einer Hart- näckigkeit und einem Mut der Bewunderung versucht, durchzubrechen. Viermal mißlang es ihr.

Die Vision Gillausen.

Eine Vorahnung vom August 1914.

Der „New York American“ veröffentlicht die ihm von seinem Berliner Korrespondenten übermittelte Abschrift ei- ner aus den ersten Augusttagen 1914 stammenden Auf- zeichnung des Herrn Guido v. Gillausen, gefallen als Major im 3. Garde-Regiment zu Fuß im Sommer 1918. Diese Aufzeichnung wurde von dem Br- der des Verstorbenen bei Ordnung seines Nachlasses, in Briefumschlag versiegelt, aufgefunden. Nach einer Rand- bemerkung ist diese Niederschrift seinerzeit vom Verfasser dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen übersandt worden. Der Prinz hat sie erst im Herbst 1916 geöffnet, gelesen und hat sie dem Verfasser wieder zugestellt. Die Aufzeichnung hat folgenden Wortlaut:

Berlin SO 26, den 3. August 1914.

Mariannenplatz 20.

Was ich am 3. August 1914 gegen 2 Uhr sah:

Wie wird der Krieg verlaufen?

Nicht in kurzer Spanne Zeit. Nicht gegen nur einen starken Gegner. Ich sehe an mir vorüberziehen viele Feinde und erkenne deutlich Belgien als einen Feind, der uns furchtbare Wunden schlägt in maßloser Grausamkeit. Im Westen taucht neben Frankreich England auf als un- ser bedeutendster Gegner. In Afrika haben wir auch schwer zu kämpfen, doch scheinen es auch Weiße zu sein, die uns dort zu vernichten streben. Zwischen beiden Erb- teilen erblicke ich eine unklare Gestalt, die uns auch zu schaffen macht, ohne daß ich wüßte, wer es sein könnte. (Spanien?). Italien aber eilt mit England, Rußland und Frankreich gemeinsame Sache zu machen wider uns. Auf dem Balkan Serbien und Rumänien. Ich sträube mich gegen Rumänien, aber es bleibt, ich begreife es nicht, aber es bleibt. Rußland macht uns große Mühe, aber es wird gelingen, trotzdem Japan ihm hilft, wie Ame- rika England hilft (ich sehe Roosevelt, dem Adm. von England Brot, reihen und Wein und ihm auf die Schul-

ter Klopfein und ihm Geld geben und ein Pulverhorn einen Dolch und Blei (Kugeln) und Roosevelt schien doch unser Freund!!!

Der Krieg ist schauerlich und wird viele Jahre dauern. Immer neue Feinde kommen, ich sehe sie aus allen Ländern der Erde zu England eilen, das gegen uns steht, und mit ihm gehen. Gewaltige Entfernungen wird es geben, auf denen wir kämpfen müssen; und fast alle Völker der Erde werden hineingezogen. Ich sehe den Krieg in Ausföhrung von Nord-Amerika bis Australien, von Serbien und Japan bis zum Kap Horn. Und überall taucht England auf. Auch in allen Ministerien unserer Feinde sieht es fest und regiert und alle beugen sich, alle, ich sehe keine Ausnahme. Ist es möglich? Deutschland kommt in furchtbare Lage und 1918 wird es am schlimmsten. Und 1920 erst scheint der Krieg zu Ende oder nur Waffenstillstand. Es sieht so aus! Ob der Kaiser das Jahr 1921 noch erlebt? Ich sah den Kaiser, angetan mit Hermelinmantel und Krone auf dem Haupte, die Beine seines eigenen umgelegten Thronsessels absägen, während die Krone immer mehr zusammenschrumpfte und der Kaiser selbst in Nichts zerrann.

Wir scheint, als ob England in Ägypten und Indien den Todesstoß erhält. Dort sehe ich Bewegung wie im Ameisenhaufen. Deutschland geht furchtbar aus dem Kriege hervor und an die 30 Jahre braucht es zur Erholung. Rußland erwacht und streitet mit Amerika um den Besitz der Zukunft. — — Gott sei mit uns!

gez. Guido von Gyllhausen,
Hauptmann u. Chef der 6. Komp. 3. Garde-Regt. z. F.
Verfiegelt Seiner Königlich-Hohheit dem Prinzen
Friedrich Wilhelm von Preußen übergeben."

Allelei Nachrichten.

Luftverkehr Straßburg—Paris.

Dieser Tage wurde die Luftlinie Paris—Straßburg mit einer Fahrt des Flieger Kassel eröffnet, der um 10.03 Uhr vom Flugplatz Le Bourget mit Korrespondenz an Bord nach Straßburg abfuhr. Falls der Verkehr sich als wichtig erweisen sollte, wird die mit dem Betrieb beauftragte französisch-lothringische Gesellschaft einen täglichen Dienst einrichten. In fünf bis sechs Tagen wird die Strecke Straßburg—Prag eröffnet und gegen den 10. Oktober die weitere Teilstrecke Prag—Warschau. Der Hauptbericht erwähnt, daß die Verlängerung der Linie von Straßburg über Prag nach Warschau von dem guten Willen der Deutschen abhinge, die das Betriebsmaterial, das am 16. Juli geschickt worden sei, mit Beschlag belegt hätten. Im nächsten Jahr soll dann die Fluglinie Paris—Konstantinopel eingerichtet werden, die über Varna gehen soll. Gegenwärtig seien mit den jugoslawischen und der österreichischen Regierung Verhandlungen im Gange, die Frankreich das Monopol der Luftverbindungen in diesen beiden Ländern bringen soll.

Die Erbschaft im Bilderrahmen. In Leer bei Emden starb eine alte Frau, die ihr Leben lang in äußerst ärmlichen Verhältnissen ihr Dasein fristete. Als letzter Wunsch hatte die Verstorbene geäußert, man möge ihr ein seit vielen Jahren in ihrer Stube hängendes Bild, einen vergilbten, wertlosen Delbrand, mit in den Sarg legen. Obwohl den Angehörigen dieser Wunsch recht sonderbar vorkam, beschloßen sie doch, ihn zu erfüllen. Es zeigte sich aber, daß der Rahmen des Bildes zu groß war, um im Sarge untergebracht zu werden. Man löste ihn daher von dem Bilde ab und fand zu allgemeinem Erstaunen hinter der Rückwand des Bildes eine große Anzahl von Geldscheinen, die insgesamt die Summen von 10 000 Mark ausmachten. Jetzt war den Hinterbliebenen die merkwürdige Vorliebe der Frau für das wertlose Bild plötzlich klar. Es wurde der verstorbene denn auch säuberlich zusammengepackt und mit einem stillen Dank der un'er Tränen lächelnden Erben mit in die Gruft gegeben.

Zwei Ehescheidungen. Unter den 2000 Ehescheidungen, die jährlich am Gericht in Frankfurt a. M. verhandelt werden, erregen zwei, die sich im Laufe dieser Woche abspielten, ganz besonderes Interesse. Als das Urteil in der einen Ehescheidung verkündet werden sollte, teilte der Anwalt mit, daß die Frau gerade eine Stunde zuvor a e f t o r b e n sei. — In der anderen Sache war

die Ehe geschieden, doch hatten sich die Eheleute wieder versöhnt, und zwar am letzten Tage vor Rechtskraft des Urteils. Es mußte daher schleunigst gegen das Urteil Berufung eingelegt werden, um den Leuten zu ersparen, sich von neuem verheiraten zu müssen.

Etwas was billiger wird. Vom Eisen- und Stahlwaren-Industriebund in Elberfeld wird uns geschrieben: Die Vereinigten Möbelschloßverbände haben in ihrer in Elberfeld abgehaltenen Generalversammlung beschlossen, die Preise weitest herabzusetzen. Der Aufschlag für Schloßer beträgt nunmehr für das Inland 800 Prozent (bisher 1000 Prozent) für Schloßer mit französischer Feder und 650 Prozent (bisher 800 Prozent) für Zuhaltungsschloßer. Für Länder, nach denen in Valuta verkauft wird, greifen entsprechende Aufschläge bzw. Rabatte Platz. — Der Verband für Fret- und Magazinschloßer hat ferner den Aufschlag neuerdings auf 550 Prozent für Länder mit Markberechnung festgesetzt.

„Fledermäuse zu kaufen gesucht.“ Diese Anzeige stand dieser Tage in einem Frankfurter Blatt. Nun frage ich: Was um alles in der Welt fängt der Mann mit den Fledermäusen an? Will er uns als Analogie zu den Eichhörnchenbraten, Krähenenteilen und Ziegenwürsten etwa Fledermaustragout in Konservendbüchsen beschaffen? Will er das Fell zu imitierten Sealpelzen verarbeiten, beabsichtigt er sämtlichen Naturkundesammlungen aller Schulen ein Exemplar zu stiften oder steckt ein groß angelegter Plan zur Hebung der deutschen Valuta durch Fledermaus-Exporten groß dahinter. In diesem Falle wird die Reichsfledermaus-Gesellschaft nicht lange auf sich warten lassen.

Arztmangel. Wie der „Tägl. Corr.“ von ärztlicher Seite erfährt, ist die Versorgung Ostlands mit Ärzten stark bedroht. Der Grund liegt in dem verheerenden Ausbreiten des Fleckfiebers, das im Laufe eines Jahres nicht weniger als 33 Ärzte weggerafft hat. Diese erschreckend hohe Zahl ist ein Beweis für die Stärke der Epidemie und für die Größe der Gefahr für den sie beimpfenden Arzt.

Die Rache als Detektivin. Vor ungefähr zwei Monaten wurden aus dem Kaufhaus der Chemischen Gesellschaft in H o b o l e n für 70 000 Pfund deutsche Farbstoffe entwendet und alle Bemühungen der Detektive waren bisher erfolglos geblieben. Einer von ihnen stand nun kürzlich in scharfem Nachdenken versunken an den Docks von Hoboken, als plötzlich eine Rache zu ihm schlich und sich an seinen Weinleibern rieb. Er bemerkte, daß ein gelber chemischer Fleck zurückgeblieben, folgte dem Tier zum Keller eines leeren Hauses in der Nähe der Docks. Hier wurde nicht nur die gestohlene Ware, sondern auch die ganze Räuberbande aufgefunden, die das Verbrechen begangen hatte.

Todesurteile in Sowjetrußland. Im Laufe der Zeit vom 23. Juni bis zum 22. Juli die es Jahres sind von dem militärischen Revolutionstribunal 898 Todesurteile gefällt worden. In der Moskauer „Iswestija“ vom 30. Juli finden sich interessante Angaben darüber, welche Verbrechen die Deliquenten begangen hatten: Es wurden verurteilt wegen Spionage 6 Personen, wegen Verrats und Uebertritt zum Feinde 69, wegen Nichterfüllung eines militärischen Befehls 2, wegen Aufruhrs und bewaffneter Insubordination von Militärpersonen 6, wegen Desertion und Selbstverstümmelung 517, wegen Bandenbildung und Marodeurwesen 151, wegen verschiedener konterrevolutionärer Vergehen 31, wegen Amtsvergehen 37, wegen Aufbewahrung und Nichtablieferung von Waffen 5, wegen Gewalttaten und Trunkenheit 15 und wegen krimineller Vergehen 59. Hierzu ist zu bemerken, daß die Zahl der auf administrativem Wege erschossenen Personen und der von der „außerordentlichen“ Ermordeten hierin nicht mit einbegriffen ist, so daß in dem Lande, welches die Todesstrafe offiziell abgeschafft hat, die Gesamtzahl der im Laufe eines Monats ins Jenseits Beförperten unvergleichlich größer ist.

Verantwortlich: Alexander Etienne, Dessich.

Crauerbriefe — Crauerkarten

liefert schnellstens

„Atheingauer Bürgerfreund“.